

nur Spott und Grausamkeit ausbrühen. Wäre sie aber im Stande, darauf besser zu achten und die Lauscher einen nach dem anderen in das Auge zu fassen, so würde sie erkennen, daß fast Alle, darunter selbst ihre einstigen größten Nebenbuhlerinnen, von Mitleid erfüllt in Thränen ausbrechen und ein Murren umhergeht, daß die Richter der Härte zeugt. Doch die Gesetze der Stadt sind wie in Felsen gegraben so unerschütterlich, und Niemanden giebt es, der so mächtig wäre, sie durch das Wort „Begnädigung“ zu ändern. Niemand als der Herzog des Landes, doch dieser ist fern im Felde und daher keine Hoffnung für einen Einspruch von „oben herab“.

Keine Hoffnung! Keine Aussicht! Oder doch eine?
Könnte das Heil, das nicht von oben herabsinken will, von unten nicht kommen? Giebt es nicht ein altes Recht, das unter einer seltsamen Bedingung dem letzten der Unterkhanen ein so gewaltiges Veto verleiht, wie das, welches der Herrscher besitzt?
Ja, ja, es giebt ein solches Recht, ein zwar noch niemals benütztes, ein vergessenes, vergebliches, aber es existirt und es heißt: Das Recht des Henkers.

Das Recht des Henkers! Walter hat es in Erfahrung gebracht und ist Freirecht geworden, um es ausüben zu können. Wie mag es lauten? Ihr sollt es soogleich erfahren.
Der Zug ist vor dem Rathhause angekommen und in die Schranken getreten, in deren Mitte der Richtblock steht. Meister Hans nimmt Walter das Richtschwert ab und bedeutet ihm, Linchen das Haar abzuschneiden. Walters Hand greift in die Hüfte des goldenen Stroemes, der über den leuchtenden Raden herabrinnt, und fährt daran wohligherab. Und nun — statt mit der anderen Hand das Scheermesser zu erheben, umarmt er das arme Mädchen vor aller Welt, zieht sie nahe an sich und küßt ihr Stirne und Wangen.

Ein Ruf des Erstaunens ertönt aus zahllosen Reihen und jorntig verflucht der Freimann den ungerathenen Knecht von dem Mädchen zu trennen, da zeigt dieser den Rechtsbrief hervor, den er in einer Lade seiner Knechtsstube vorgefunden, und ruft den Rathsmännern und Mönchen zu: „Ihr ehrsamten Richter, hochwürdigen Gottesmänner, nicht lasse ich dies Mädchen dem Tode zur Braut! Nach altem Rechte ist sie schon gerichtet, wenn ein Henker sie freit. Wohl an, ich fordere sie zum Weibe und erbittet eure Bewilligung!“

Eine sprachlose Verwunderung ergreift alle Hörer, die so Unbegreifliches nicht erwartet. Aller Augen richten sich auf den Richter der Stadt. Dieser, nach kurzem Besinnen, nickt Walter beifällig zu, wendet sich dann an Linchen, die, in Gebet versunken, nicht beobachtet hat, was um sie her vorgeht.

„Lina, Tochter Ebert's, des Waffenschmieds, bist Du geneigt, dieses Freirechtes Ehefrau zu werden?“
Er sagt es und deutet auf Walter.
Mechanisch folgt Linchen's irrer Blick diesem Winkte und bleibt am Walters Angesicht hängen, an dem Angesichte des Freundes, der, sein Lieb vor dem Richtschwert zu retten, alle ihre Schulden ausgelöst hatte, und wie ihr ein herrlicher, tiefer Liebesblick dasäus entgegnet, erkennt sie den besten der ehemaligen Freier und versteht, daß er es gut mit ihr meine, so gut wie kein anderer Mensch auf Erden, und mit dem Aufschrei: „Du mein Erlöser!“ sinkt sie ohnmächtig an ihm zu Boden.

Er hat Linchen erlöst. Aber nicht so, wie er es wollte, in keine Schranken und Bedenken kennender Leidenschaft. Die Sühne der irdischen Gerechtigkeit, die er hatte bereitwillig wollen, wurde vom Himmel erfüllt. Als man Linchen emporzurückte und zum Bewußtsein zu erwecken suchte, erkannte man, daß sie leblos war. Die Freude hatte sie getödtet. Man verscharrte die Leiche vor der Kirchhofmauer. Der getreue Walter blieb nicht langer Freirecht. Wenige Tage nach Linchen's Beerdigung entwich er dem Freimann und floh über die ungarischen Grenze. In weiter Ferne, wo ihn Niemand kannte, wo Niemand wußte, daß er Freirecht gewesen, trat er in Kriegsdienste und soll — so erzählte in späterer Zeit ein Gerücht — ein berühmter Hauptmann wider die Rumänen geworden sein.

Ein kleines Mißverständnis.

„Wünsch' ich mir da einen Rebellens-Apparat zu Weihnachten, und war schick mit mein Onkel?“
„Num?“

Künstlerelend.

Wenn der Theateraal im Glanz von tausenden von Kerzen erstrahlt, wenn eine schaulustige Menge begierig auf die Bühne sieht und Künstler und Künstlerinnen, froh erregt, sich bestreben, ihr Bestes zu geben, wenn sie sich bejubeln und bewundern lassen wollen — dann denkt wohl Niemand daran, daß das Künstlerdasein auch seine tiefen Schattenseiten hat, daß die raue Hand der nackten Wirklichkeit auch das leichtlebige Böttchen nicht verschont, von dem man sonst nur glaubt, daß der Funke der Genialität sein Dasein verschönt und daß es sich mit Künstlerhumor und hochfliegendem Künstlerfimmel über die gewöhnlichen Misere des Lebens hinwegsetzt. Für gewöhnlich liest man auch nur die Humoresken aus der Künstlerlaufbahn, und wenn man mit den bevorzugten Vertretern der Kunst zusammentrifft, so erzählen sie auch nur von den angenehmen Seiten ihres Schaffens und die Klümmernisse und Entbehrungen ihrer Anfangsthätigkeit verklären sich in dem goldenen Licht der Erinnerung, wie es denn glücklicherweise überhaupt ein tiefer Zug des menschlichen Herzens ist, daß man die bösen Stunden der Vergangenheit vergißt und nur die angenehmen Augenblicke in der Erinnerung behält.

Ein Wiener Blatt veröffentlicht eine Schilderung von dem Leben einer Künstlertruppe, die durch widrige Umstände in der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau zurückgefallen ist. Wir lassen die Schilderung hier folgen, es handelt sich um die Slawianki-Truppe, die weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bekannt geworden ist. Der Vorfall ist traurig, das geben wir zu, aber es sind auch bei uns Dinge vorgekommen, welche sogar die Gefühlsorgane zum Einschlafen nöthigen. Unter dem Titel: „Wie die Slawianki-Truppe wohnt und lebt“ veröffentlicht das Wiener Blatt Folgendes:

„Im vorigen Monat plante die Direktion von „Venedig in Wien“ als Schlussfunktion die Veranstaltung einer Reihe von Konzerten der russischen Sängerin Nadina Slawianki mit ihrer Violoncellistin. Die geisterige Sängerin erkrankte an einem schweren Fußleiden und war gezwungen, Konzerte und Musikanten abzusagen. Schließlich trat sie doch einmal auf, aber von da ab konnte an ein weiteres Konzert nicht mehr gedacht werden. Frau Slawianki erkrankte ernstlich und mußte alle Konzerte absagen.
Das war gegen Ende September. Seitdem lebt die Sängerin mit ihrer Kapelle in Wien, die Truppe in elenden Massenquartieren und den Qualen des Hungers preisgegeben. Speziell die jungen Mitglieder der Kapelle, die Sängern, sind schlimm daran.“

Ihr „Quartier“ befindet sich in der Briggittenau, weit draußen in der Rostenneuburgergasse, wo die Straße schon ihrem Ende zugeht. Es ist eines der ärmsten Viertel Wiens. Das Haus Nr. 54 gehört einer Pferdefleischhändlerin Namens Barbara Tomel. Es ist ein ebenerdiges, niedriges, halbzweifelhäufiges Bau. Eine Holzwand schließt den Hof des Hauses gegen die Straße zu ab. Ein Hausthor giebt's nicht, man gelangt nur durch den Hof in's Haus. Ein zwölfjähriges Mädchen mit einem Kind auf dem Arm steht beim Eingang. Sie weist dem Suchenden den Weg. In dem schmucklosen Hofe spielen laut lachend und schreiend drei Kinder. Links geht's durch einen kurzen Gang in's Haus. Wenige Schritte — und wir stehen im Wohnraum der Ruffen. Eine offene Thür führt in den Raum. Vier Meter etwa im Geviert, drei Meter hoch ist der Menschenstall. Die in den Hof mündende Thür und noch eine zweite in ein anstoßendes Zimmer führende Thür geben dem Raum Luft und Licht. Ein Fenster ist nicht im Raum. Das Mobiliar besteht aus zwei Betten, die mit schmierigem Zeug gefüllt sind, und aus einem Kasten. Ein penetranter Geruch von angebranntem Fett schlägt dem Eintretenden entgegen, athembenehmend, elektrisierend. Hier wohnen und schlafen fünfzehn Menschen, in Entwicklung begriffene Menschen, Kinder, Knaben und Männer.

Die Schaar umringt neugierig den Fremden. Ein blondbürtiger Mann kommt uns entgegen. Er ist der Zimmerkommandant. Der Blonde spricht nur russisch. Er führt uns durch das anstoßende Zimmer und durch die festige, rauchgeschwärzte Küche der Kustocherei in die gleich schmierige Gaststube, an deren ungebedekten Tischen einige Arbeiter sitzen. Ein jun-

ges Mädchen sitzt an einem Tische und schreibt — Stammbuchverse. Sie ist ein gutmüthiges Geschöpf und macht uns bekannt mit dem Glend der kleinen Ruffen, die neu gierig nachgebrängt waren und ihre Blondköpfe nun zusammensteden. „Nicht die Wohnung ist das Schlechte — aber Hunger haben sie“, erzählt das Mädchen, und rein kommt auch die Besizerin der Barade hinzu und auch sie erzählt von dem Hunger der weltbekannten Künstler. Zwölf Kreuzer Kostgeld haben die Knaben täglich und zwei Stück Brod. Sie bekommen nur Mittags etwas zu essen: Pferdefleischsuppe, Erdäpfel u. gebadenes Fleisch — Pferdefleisch natürlich. Es ist gerade Speisezeit. Vierzig schlingen die Kleinen das elektrisierende Mahl hinunter. Wo man hinsieht, Schmutz, die Kinder schmutzig, ihre „Häferln“, aus denen sie die Suppe trinken, schmutzig; wo man hinreicht eine stinkige Atmosphäre. Das Bedürfnis nach frischer Luft macht sich gebieterisch geltend. Alle die Menschen herum aber, die zwanzig Personen, spüren nichts davon — sie sind an diese Atmosphäre des Glends gewöhnt. Die Erwachsenen erhalten sechzig Kreuzer Taggeld; wenn sie trinken, nur dreißig Kreuzer. Speziell der kleinste der Truppe ist Branntweintrinker. Er ist 25 Jahre alt und ist offenbar durch Schnapsgegniß so klein geblieben. Ein Zwerg. Wo er einen Kreuzer erhascht, vertrinkt er ihn. Aber auch die anderen springen zum Branntweiner hinüber, wenn sie von Mitleidigen einige Kreuzer erhalten. Und das ereignet sich fast täglich. Am Nachmittag kommt der Hr. Direktor Krugel und probt mit den Knaben. Da giebt's im Hof Neugierde und da fällt für den gebotenen Kunstgenuß mancher Kreuzer den Kindern zu. „Wo schlafen die Kinder?“ — „Hier!“ Die Frau führt uns in den eingangs geschlossenen Raum. — „Und wie schlafen sie?“ — „Die vier Größten in den beiden Betten, die anderen elf auf drei Strohsäcken auf der Erde. Neben einander legen wir sie hin.“ — „Aber Sie denn die polizeiliche Erlaubniß zu dieser Massenbehergung? Das ist ja gefehlt!“ — „Ich war auf der Polizei und habe für acht Tage die Erlaubniß erhalten. Es war ein Herr von der Polizei schon hier und hat sich's angesehen.“ — Diese Angabe erwidert sich als unrichtig, denn auf dem etwa zehn Minuten von dieser Glendstube entfernten Polizeikommissariat Brigittenau war nichts bekannt davon, daß die kleinen Sänger schon seit Wochen in dieser thierischen Weise dahinleben. Die erstattete Anzeige wurde als bringlich an das magistratische Bezirksamt geleitet, das hoffentlich sofort das Nöthige zur Beendigung dieses Standsats verfügt hat.

Weiter führte uns die Suche nach den russischen Massenquartieren in das Haus Zaborstraße No. 53. Hier sind acht Mitglieder der Truppe untergebracht, vier Männer und vier Frauen. Die Männer logiren bei einer polnischen Zubenproletarin, Frau Kathi Fisch. Sie theilen das zweifelhafte Zimmer mit der Frau Fisch, deren jungem Schwager und deren vier Kindern. Also zehn Personen in einem Zimmer. Auch sie sind auf ein Taggeld von dreißig resp. sechzig Kreuzer gestellt.

Bei einer Frau nebenan wohnen 4 weibliche Mitglieder der Kapelle. Eine vierzigjährige, die Cigaretten rauchend in dem engen Kabinett steht — sie bezieht 30 Kr. täglich. — zwei 19jährige Mädchen und ein 11jähriges Kind. Die letzteren drei trinken nicht, sie bekommen 50 Kr. per Tag. Die Alte tocht gerade. Auf einem schmierigen Waschtisch steht ein kleiner Spiritusofen, auf dem sie sich Erdäpfel und Paradies tocht. Die Kleine lacht zu dem Glend. Sie hat auch leicht lachen, denn die vier Sängern sind königlich untergebracht im Vergleiche zu den anderen.“

Soweit das Wiener Blatt. Es spielt sich in den obigen Zeilen vor unseren Augen eine soziale Tragödie ab, wie sie schlimmer eigentlich nicht gedacht werden kann. Es ist eben nicht alles Gold, was glänzt, und auch das Künstlerleben — mag es sich im vorliegenden Falle auch nur um fahrende Sänger handeln — hat seine unerbittlichen Schattenseiten.

So ein Heuchler.

Herr: „Denken Sie sich, der Schneider Zwirn ist nach Amerika durchgebrannt!“

Studiosus: „So eine Gemeinheit! Nun kann ich ihm die hundert Mark nicht mehr bezahlen, die ich ihm schulbig bin.“

Im Banne der Hypnose.

Das „Sleep Room“ des P. G. Hospitals.

Ein kahles, einfach möblirtes Zimmer. Nichts Anziehendes stellt sich hier dem Blicke dar, nichts, was die Aufmerksamkeit auf sich lenken könnte. Wir befinden uns in dem „Sleep Room“ des New York Post Graduate Hospital.

„Sleep Room“?
Ja, so wird das Zimmer genannt, das für alle Patienten etwas Mystisches hat und dessen Thür sich nur Wenigen öffnet. In diesem Raum werden Kranke in hypnotischen Schlaf versetzt. Hier werden Kuren vorgenommen, die so seltsam sind, daß man an Zauberei glauben möchte.

Der Hypnotismus, so oft belächelt und viel bespottet, wird hier zu einem Segen für die leidende Menschheit. Aller Schmerz wird gebannt. Der Patient merkt gar nichts davon, daß die Ärzte mit Messern in seinem Leib herumwühlen, und die schlimmste Operation hat keine Schreden mehr. Die meisten haben eine ganz falsche Ansicht von dem Hypnotismus. Sie glauben, daß er nur im verberblichen Sinne wirkt, während doch ein und dasselbe Ding zum Nutzen wie zum Schaden der Menschen dienen kann. Alles kommt eben auf das Wie an, und so ist auch der Hypnotismus, wenn ärztlicherseits verstanden, der Wissenschaft ein nützliches Hilfsmittel.

Wie schon gesagt, zeichnet sich der „Sleep Room“ des Post Graduate Hospital durch absolute Schmutzlosigkeit aus. Nicht ohne Grund! Nichts soll die Aufmerksamkeit des Patienten von der Person ablenken, durch welche ihm die Suggestion kommt. Die Aufmerksamkeit des Mediums zu konzentriren, ist ja für den Hypnotiseur gerade das Wesentlichste.

Sagte Dr. William P. Willitt:
Für gewisse Krankheiten giebt es keine bessere Behandlungsart, als die hypnotische. Um den hypnotischen Schlaf zu erzeugen, verfare ich nach der Bernheim'schen Methode, die von allen die gebräuchlichste. Sie ist sehr einfach. Vor allen Dingen muß man den Patienten in einen Geisteszustand zu versetzen suchen, welche der Entwicklung des Gedankens, der in dem Gehirn des Patienten vorherrschen soll, förderlich ist. Dies thut man, indem man an des Patienten Intelligenz appellirt, seine Befürchtungen zu zerstreuen, sein Vertrauen zu erlangen sucht. Der Arzt muß eine ruhige, feste Haltung beobachten, jedes Schwanken, jede Unsicherheit theil sich sofort dem Kranken mit. Das Zimmer sollte ein wenig verbunkelt sein. Jedes Geräusch ist von Uebel.

Der Patient sitzt in einem bequemen Stuhl. Sein Kopf lehnt an der Rücklehne des Stuhles oder an der Wand. Man weiß ihn an, seine Aufmerksamkeit auf einen beliebigen Gegenstand zu konzentriren, und dann heißt man ihn einschlafen. Der Arzt streicht ihm über die Stirne. Immer schlärfriger schauen die Augen drein. Nun wird ihm befohlen, die Augen zuzumachen. Der Arzt fährt mit der Hand leicht über des Patienten Lider und sagt ihm, daß er schlafe. Der Patient glaubt es auch. Er befindet sich im ersten Stadium des hypnotischen Schlafes.

Experimentirt wird nicht. Man macht einen Patienten nicht zum Versuchsojekt oder zum Gegenstand der Neugierde. Man hypnotisirt ihn nur, um ihn zu heilen.

Es ist notwendig, daß der Patient das erste Stadium überschreitet, wenn er auch bisweilen ohne das Zutun der Ärzte mehrere Stadien durchmacht. Es werden in einer Sitzung nur immer zwei oder drei Suggestionen gemacht. Die Dauer des Schlafes währt von zehn Minuten bis zu einer halben Stunde; dann wird dem Patienten bedeutet, zu erwachen. Manchmal hält es man für rathsam, natürlichen Schlaf mit hypnotischem abzuwechseln zu lassen.

Dr. J. Altmann behandelte kürzlich eine Frau, die an fixen Ideen litt. Nach Ablauf einer halben Stunde weckte er sie auf. „Ich muß Sie jetzt verlassen“, sagte er, „um 3 Uhr werden Sie in einen natürlichen Schlaf fallen. Sie sollen nicht eher erwachen als um 6 Uhr. Sie werden sich sehr erfrischt fühlen und nicht wieder die alten fixen Ideen haben.“ Es geschah genau so, wie der Doktor angeordnet hatte. Pünktlich um 3 Uhr schlief die Patientin ein und pünktlich um 6 Uhr wachte sie auf.

Befehle werden im „Sleep Room“ stets mündlich ertelt; sie auf dem Gedankenwege zu vermitteln hat sich als unpraktisch und unbefriedigend herausgestellt. Oft müssen Kranke viele Male in hypnotischen Schlaf versetzt werden, ehe es gelingt, eine Heilung herbeizuführen. z. B. ein New Yorker Rabbiner, der 300 Mal hypnotisirt werden mußte, ehe seine fixen Ideen zerstreut waren. Der Rabbiner hatte in Rußland unter mancherlei Verfolgungen zu leiden gehabt, und er glaubte sich auch hier von Feinden umgeben, die natürlich nur in seiner Einbildungskraft bestanden.

Auch in dem Falle eines Mannes, der auf der ganzen rechten Seite gelähmt, war es notwendig, den Patienten viele Male zu hypnotisieren. Doch wurde er schließlich völlig geheilt. Ein Zungenfehler, der sich gleichzeitig eingestellt, wurde dagegen sehr schnell beseitigt. Man sagte dem Patienten, daß absolut keine Gründe vorhanden seien, weshalb er nicht jedes Wort deutlich aussprechen sollte, und siehe da: der Mann sprach fortan ohne die geringste Mühe.

Im Allgemeinen genügt ein Befehl, um den Schlafenden zu erwecken, doch muß der Arzt in selteneren Fällen auch zu anderen Mitteln greifen, um den Patienten ins Bewußtsein zurückzurufen. Einem dieser Mittel ist, dem Kranken ins Gesicht zu blasen. Mehr als eine Krankheit ist schon vermittle des Hypnotismus geheilt worden, so Schlaflosigkeit, Agoraphobie, Melancholie, Neurasthenie, Hysterie. Auch in Fällen von Trunktheit hat der Hypnotismus werthvolle Dienste geleistet.

Auch ein spanischer Don Quixote.

Von Zeit zu Zeit taucht in Spanien ein Krieger auf, welcher, ohne es selbst zu wissen, in Manchem eine überraschende Ähnlichkeit mit dem großen Cervantes unsterblichem Ritter von der Mancha besitzt. Ein solcher Spanier ist kürzlich gestorben in dem General Pavia oder Markgrafen von Novales, welcher die feste leichtsinige Königin Isabella mit derselben Rittertreue anbetete und versocht, wie Don Quixote seine Dulcinea von Tolosa, und welcher ebenso blindlings drauf und dran ritt wie jener.

Don Manuel Pavia y Lach, nachmaliger Marquis der Novales und Graf de Santa Isabel wurde am 6. Juni 1814 in Granada als der Sohn eines Obersten, der sich im spanischen Unabhängigkeitskrieg gegen Napoleon hervorgethan hatte, geboren. Er ging aus der Kriegsschule in Segovia als Unterleutnant hervor und wurde der königlichen Leibwache im Madrider Palast einverleibt. Nach dem Tode des Königs Ferdinand VII. im Jahre 1833 bestieg, wie bekannt, die dreißigjährige Isabella II. unter der Vormundschaft ihrer Mutter Christine den Thron. Ihr Oheim, Don Carlos, der mit der von Ferdinand VII. veranlassenen Aufhebung des Salischen Gesetzes und Herstellung der alten kastilischen weiblichen Erbfolge nicht einverstanden war, nahm den Titel König Carl V. an und wurde als solcher in Navarra und in den baskischen Provinzen anerkannt. An dem in Folge davon ausgebrochenen greuelvollen Bürgerkrieg nahm Pavia y Lach höchst tapferen Theil und brachte es trotz seiner Jugend bald zum Oberst.

Der Bürgerkrieg nahm dadurch ein Ende, daß am 31. August 1839, der carlistische General Naroto mit Escapadero, dem Befehlshaber der Armee Isabella's, im Vertrag von Vergara einen Auszettel vereinbarte und mit der Hauptmasse der Carlisten die Königin Isabella anerkannte. Don Carlos mußte nach Frankreich flüchten. Pavia y Lach hing mit wahren Fanatismus an der Sache Isabella's. Im Jahre 1840 wurde er, 26 Jahre alt, zum Feldmarschall ernannt. In diesem Jahre sah sich Christine genöthigt, die Regentenschaft niederzulegen und Spanien zu verlassen, und 1841 wurde Escapadero, Herzog vom Sieg (de la Victoria), das Haupt der Exaltados oder radikal Liberalen, zum Regenten, oder Stellvertreter der noch unminnigen Isabella, gewählt. Pavia, der ihm die Vertreibung Christines, der Mutter der angebeteten Isabella, zuschrieb, betheiligte sich an der Verschwörung gegen Escapadero. Diese wurde entdeckt, und Pavia mußte scheunigst die Grenze gewinnen.

Er blieb mehrere Jahre in Frankreich. Im Jahre 1843 aber brach ein weitverbreiteter Aufstand in Spanien aus, infolge dessen Escapadero die

Regentenschaft verlor und nun ebenfalls aus Spanien entfloß. Narvaez, das Haupt der Moderados, oder rückschrittlich Gemäßigten, wurde Ministerpräsident, und Pavia kehrte nach Spanien zurück. Da er das volle Vertrauen der Moderados genoß, so wurde er durch die an's Ruder gekommene Partei zum General-Capitän von Navarra ernannt. Im Jahre 1844 war Isabella mit ihrem Vetter Franz von Assisi vermählt worden. Die liberale Ausführung der an einen Schwächling verheirateten jungen Königin erschütterte keineswegs die Bestimmungen, die Treue den Cultus Pavia's für die Sache. Er glaubte sich von der Vorkehrung dazu auserlesen, den wankenden Thron der Tochter Ferdinand's VII. mit seinem Vetter zu stützen. An der Politik und den Geschäften des Staates wollte er sich grundsätzlich nicht betheiligen, was vom spanischen Standpunkt geradezu verblüffend ist. Nur einmal, 1847, unter der Präsidentschaft des Herzogs von Sotomaha, übernahm er auf kurze Zeit das Kriegsministerium.

Indessen sank Isabella mehr und mehr in der Achtung ihres Volkes und hielt sich bloß in Folge der Zwittertracht, die unter den Führern der Opposition herrschte. Als letztere sich nach dem am 23. April 1866 erfolgten Tode Narvaez' einigte, war es mit Isabella's Herrschaft zu Ende. In Andalusien brach eine furchtbare Insurrection aus. Isabella setzte Pavia, den sie 1854, nachdem er eine Rebellion auf den Philippinen niedergeworfen, zum Marquis von Novales gemacht hatte, (den Titel Graf von Santa Isabel nahm er nach seiner Vermählung mit der Gräfin gleichen Namens an,) zum Oberbefehlshaber der gegen die Insurgenten ausgeschiedenen Truppen ein. Der Marquis stürzte sich mit ungläublicher Tollkühnheit an der Spitze seiner Truppen gegen den bei Alcala vortheilhafte Stellungen besitzenden Feind. Seine Truppen wurden vollständig geschlagen; er selbst erhielt eine Kugel in die linke Kinnebacke. Isabella mußte nach Frankreich flüchten. Der Marquis von Novales, der durch seine wüthende Tapferkeit selbst die Bewunderung seiner Gegner hervorgerufen hatte und unbehelligt geblieben wäre, folgte freiwillig der Königin in die Verbannung. Vergebens erwartete er die Wiedereinführung Isabella's auf den Thron. Als die revolutionären Wirren zu Ende waren und die spanische Thronerhebung des Amadeus von Savoia, aus dem Hause Savoien, erfolgte, kehrte der Marquis von Novales nach Spanien zurück, wieweil er sich aber hartnäckig, dem Könige der Treue schwur zu leisten. Er wurde deshalb aus der Stammtafel der spanischen Generalstabs gestrichen und lebte nunmehr als einfacher Privatmann.

Als 1874 die Restauration der Bourbonen mittelst der Einsetzung des Prinzen Alphon's, des Sohnes Isabella's, erfolgte, wurde der Marquis von Novales wieder in all' seine Rechte eingesetzt. Das erste Decret, das Alphon's XII. unterzeichnete, verließ dem treuen Anhänger seiner Mutter die höchste Auszeichnung, das Goldene Vließ. Trotz der schmeichelhaftesten Anerbietungen jedoch war der Marquis nicht zu bewegen, aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten. Er war als Oberbefehlshaber der Truppen Isabella's geschlagen worden und seine Niederlage hatte den Sturz ihres Thrones im Gefolge gehabt! Dieser Gedanke verließ ihn nie, und er wollte sein Unglück bis an's Ende mit Würde ertragen.

Der Marquis von Novales, der 68 Jahre im Heere gebient, ist jetzt im Alter von 82 Jahren in Folge einer Lungenentzündung gestorben. Auf Anordnung der Königin-Regentin wurde ihm ein glänzendes Beisetzungsgeheimniß zu Theil. Seine angebetete Isabella überlebte ihn als Secundsechzigjährige, noch immer muntere, Enthronete in Frankreich.

Gegen die Regel.

„Der Teufel soll's holen! Jetzt kann man sich aufgar nichts mehr ver-laffen!“

„Warum denn?“

„Die Meteorologen hab'n schlechtes Wetter angefangt, und richtig regnet's jetzt!“

„Diese Mädchen!“

„Nani, das wird mir doch zu bumm! Jede Woche haben Sie einen neuen Verehrer in der Küche sitzen!“

„Well, Madame, sehen Sie, das Essen ist so schlecht in diesem Hause, daß es kein einziger länger als eine Woche aushält.“